

Thomas Bernhard Verstörung



Suhrkamp

er. Um mich habe er keine Angst, nur um meine Schwester. Anfällig für alle Krankheiten, lebe sie, in sich zurückgezogen, mit unserer Haushälterin die meiste Zeit sich selbst überlassen. Ein empfindliches Gemüt lasse sie an manchen Tagen überhaupt nicht aus ihrem Zimmer gehen.

Mein Vater sprach sehr liebevoll von uns, die Ebenhöf schien ihm aufmerksam zuzuhören.

Er braucht einen Menschen, ab und zu, der ihm zuhört, dachte ich, Bloch fiel mir ein.

Wir, meine Schwester und ich, seien aber, glaube er doch, immer in seiner Abwesenheit hilfsbereit zueinander.

Mein Interesse für die Naturwissenschaft mache ihm Freude. *Beunruhigt* von meiner Schweigsamkeit, nicht *beängstigt*, weil sie keine krankhafte, sondern eine verstandesmäßige sei, glaube er, daß mein Körper gesund ist.

Die Freunde, die ich habe, seien in ähnlich guter Verfassung, soweit er informiert sei, er sehe sie gern, wenn er in Leoben ist. Er gehe dann mit mir aus, nachtmahlen, in den Großgasthof Gärner. Er habe es aber immer eilig, das sei ein Elend. Daß ich mir mein Studium selbst ausgesucht habe und zu dem frühestmöglichen Termin damit fertig sein werde, freue ihn, ich käme so gut voran, ich sei besser als alle andern.

Leoben sei ein günstiger Ort für ein Hochschulstudium wie das montanistische, nicht zu groß, nicht zu klein, eine Stadt, die das Notwendige bietet, nichts Überflüssiges. Das Klima sei dort nicht so gut wie bei uns zu Hause, aber ein durchaus gesundes. Ich sei ein den Vergnügungen, die sich anbieten, durchaus aufgeschlossener Mensch, aber auch kein Freund der Übertreibung. Das vor allem beruhige ihn. Es komme ihm »unheimlich« vor, daß ich jetzt einundzwanzig bin.

Er wünsche sich für meine Person mehr sportliche Betätigung, aber ich wisse sicher am besten, was mit mir tun. Alles in allem könne er von mir, da er mir nichts abgehen ließe, *erwarten*, daß ich nach bestem Gewissen handle, seine Hoffnungen erfülle. Eine Anstrengung sei es in jedem Fall und immer, vorwärtszukommen.

An meiner Schwester beobachte er Erscheinungen, die ebensolche an meiner Mutter gewesen sind, von Tag zu Tag stärker, seelische, körperliche, ihres immer mehr dem unserer Mutter ähnlichen Charakters.

Ihr Inneres sei, das bedrücke ihn, niemals ohne Angst, ihr Organismus der empfindlichste, den man sich denken könne.

Ihre Stimmungen wechselten rasch; vollkommen ihrem Nervensystem unterworfen, sei sie ständig in Gefahr.

Mehr und mehr habe sie sich von uns abgeschlossen, ziehe sie sich in sich selber zurück, wodurch ihm ein Problem erwachsen sei, das er nicht lösen könne.

Mir kommt es vor, als wäre sie schon viel zu weit von uns weg, um von uns noch einmal eingeholt werden zu können. Wir hatten beide unsere Mutter in dem Augenblick

verloren, der der verheerendste ist, aber für meine Schwester ist er möglicherweise ein *tödlicher* gewesen.

Am Anfang, sagte mein Vater, habe er sie in einem Internat am Bodensee untergebracht. Das sei aber das Verkehrteste gewesen. Unter dem System strenger, rücksichtsloser Nonnen sei sie erst recht und von da an *unaufhörlich* ihrer fürchterlichen Schwermut verfallen, ihrem hoffnungslosen Zustand.

Seit einem Jahr ist sie zu Hause hingegeben an eine apathische Lebensweise, von der wir alle beherrscht sind.

Ich versuche es immer wieder, in Briefen aus Leoben, mich ihr zu nähern, umsonst.

Es sei nicht ausgeschlossen, daß ihre seelische Erkrankung mehr und mehr auf ihr Organisches übergreife. Sie sei ihm eine »ununterbrochene Angst«.

In Zeitschach, sagte mein Vater, sei er einmal mit ihr zwei Tage in einem Gasthof abgestiegen. Aber die ganzen zwei Tage, die sie in Zeitschach gewesen sind, hat sie nicht mit ihm gesprochen. Dabei wäre es die ganzen zwei Tage in Zeitschach *eine angenehme schöne Natur* gewesen. Sie sei spät aufgestanden und früh schlafen gegangen, wie verstört gewesen von dem Ort und seiner Umgebung, sie habe den Aufenthalt nicht als eine Erfrischung empfinden können, wie es von ihm gedacht gewesen war, nur als eine Last.

Ein anderes Mal ist er mit ihr nach Laibach hinunter gefahren, nach Triest und Fiume, alles in allem auf sechs Tage, für die er sich einen Vertreter hat kommen lassen, und es ist ihm nicht geglückt, ihre grauenhafte Stimmung zu ändern. Sie verdüstere sich zusehends. Überhaupt mache er die Beobachtung, daß ihr Gemüt sich verfinstere, gerade wenn es ins Licht hineinkomme.

Unter frohen Menschen, die das Leben einmal leichtnehmen, sei sie unglücklich. Eine angenehme Umgebung irritiere sie. Ein heller Tag stoße sie in eine noch tiefere Schwermut hinein.

Wenn Besuche ins Haus kommen, ziehe sie sich zurück, erscheine nicht mehr, bleibe in ihrem Zimmer, bis die Leute weg sind. Den Vergnügungen, wie sie auf dem Land üblich sind, stehe sie ratlos gegenüber. Sie habe auch keine Freundin, manchmal gehe sie mitten in der Nacht aus dem Haus und irre in der Ortschaft umher.

Ihre Schlaflosigkeit erinnert an die Schlaflosigkeit meiner Mutter. Wenn sie auf längere Zeit, wie beabsichtigt, wegfährt, kommt sie schon am nächsten Tag wieder zurück aus dem Tirolischen, aus dem Salzburgischen, aus dem Slowenischen.

Aber sie hänge mit einer von ihr noch immer unbegriffenen Zuneigung an uns, ihrem Vater, ihrem Bruder.

Mit mir sei alles einfacher, sagte mein Vater, mit ihr alles schwierig. Wir leben so lange zusammen und kennen uns nicht.

Jeder ist völlig für sich, obwohl wir aufs engste zusammen sind.

Das ganze Leben sei nichts als ein inständiger Versuch, zusammenzukommen.

Ich dachte, ich habe meinen Vater noch nie so empfindsam über uns sprechen hören.

Er sehe mich meine Studien beenden, eine Laufbahn einschlagen, die ihn nicht enttäuschen werde.

Jetzt bemerkte er, daß die Ebenhöf eingeschlafen war, und er stand auf und überzeugte sich, ob ich noch da sei. Es war ihm peinlich, daß ich ihm zugehört hatte.

Wir schauten in den Garten hinaus, auf eine Frau, die Nachbarin, dachte ich, die in Gummistiefeln durchs Gras ging. Sie zog die Gummistiefel vor der Haustür aus und kam herein. Sie hatte allerhand Lebensmittel für die Ebenhöf eingekauft, auch eine Flasche Rotwein, die sie zuerst auf den Tisch stellte. Sie kannte meinen Vater. Er sie. Die Ebenhöf wachte auf. Ob wir von dem Gradenberger Mord wüßten? fragte die Nachbarin. Größl sei noch immer flüchtig. In dem Jahr sei es das vierte Verbrechen unter dem Bundscheck, sie erinnerte die Ebenhöf an den erdrosselten Hafner, an die erwürgte Lehrerin, beide aus Ligist, an den erschossenen Aflinger Kürschnermeister Horch. Sie packte Brot und Butter aus und sagte: »Das schwüle Wetter.«

Mein Vater gab zu, daß er noch in der Frühe bei der ermordeten Gradenberger Gastwirtsfrau gewesen ist. Sie sei in Köflach gestorben, sagte er.

Die Nachbarin richtete den Polster der Ebenhöf, drehte ihn um, straffte ihr das Leintuch. Sie war wieder eingeschlafen, als wir uns verabschiedeten.

Über den Marktplatz von Stiwoll zurück zu unserem Wagen gehend, sprachen wir von kommenden mich betreffenden Prüfungen, von dem Verhältnis der in Leoben Studierenden untereinander, von ihrer Langeweile, von ihrem Lebensüberdruß. Von den zahlreichen Selbstmorden gerade unter den Besten. Es sei auffallend, daß gerade die Reichen zum Selbstmord neigen, zuerst der Langeweile verfallen, jener fürchterlichsten Krankheit, an welcher man auf der Welt erkranken kann.

Die Montanistische Hochschule in Leoben sei gut, berühmt, zu Unrecht heruntergesetzt gerade von den an ihr Studierenden. Ich bin der Meinung, daß sie eine der drei besten auf der ganzen Welt ist, sagte ich. In Leoben sei alles so, daß man sich voll und ganz auf das Studium konzentrieren müsse, um nicht verrückt zu werden.

Ich sei nicht isoliert, sagte ich, ich verschaffte mir nur jeden Tag mit neuer Energie die notwendige Abgeschlossenheit, die ich brauche, um vorwärtszukommen. Ich sei oft rücksichtslos, verletze mir Nahestehende. Trete ein absoluter Stillstand in meiner Aufnahmefähigkeit, die Studien betreffend, ein, ginge ich aus dem Internat hinaus, meistens allein, am Ufer der Mur entlang, werde, nur an die Studien denkend, mit mir fertig. Aber ich ginge oft auch nur an die Mur, den braunen, träg dahinziehenden, zähen Fluß, zu dem Zwecke völliger Zerstreuung, auf die nördlichen Hügel, überließe mich meinen Phantasien, meiner auf die Oberflächennatur bezogenen Nachdenklichkeit. Die Beschaffenheit der Erdoberfläche sei mir mit jeder Anschauung wieder neu, affiziere mich, von jeder Perspektive aus gesehen, erfrischend.

Oft bereite mir, die Zusammensetzung der Luft zu studieren und viele Kilometer in nordöstlicher Richtung gegen den Semmering hin zu gehen, das größte Vergnügen. In

dem Gefühl, letzten Endes vollkommen frei zu sein, empfände ich, kann sein, Glück.

In meinen Vermutungen, die Struktur des lokalen Unterirdischen neben der Mur betreffend, käme ich oft in eine Ruhe hinein, die mir die durch überanstrengtes Studieren verlorene Klarheit wieder verschaffe, den aufnahmefähigen Kopf.

Ich betrachtete mich schon lange als einen Organismus, den ich durch meine eigene Willenskraft immer öfter auf Befehl disziplinieren könne. Freilich erlebte ich zeitweise Rückschläge, die aber in keine Verzweiflung führten. Aus dem Zustand der Verzweiflungsanfälligkeit herauszukommen, sagte ich, sei mir die höchste Anstrengung wert. Besser fürchterlich angestrengt, sagte ich, als tief verzweifelt.

Es gäbe Augenblicke, da wäre ich befähigt, völlig anstrengungslos durch die Schöpfung, die nichts als eine ungeheure *Erschöpfung* sei, durchzuschauen.

»Augenblicke«, sagte ich.

An jedem Tag baute ich mich vollkommen auf und zerstörte ich mich vollkommen.

Sich zu beherrschen sei das Vergnügen, sich vom Gehirn aus zu einem Mechanismus zu machen, dem man befehlen kann und der gehorcht.

Allein in dieser Beherrschung könne der Mensch glücklich sein und erkenne er seine Natur. Aber die wenigsten erkennen jemals ihre Natur. Sich von Gefühlen überschatten lassen, gegen die normale ununterbrochene Verfinsterung seines Gemüts nichts zu tun, bringe den Menschen in die Verzweiflung. Wo der Verstand herrsche, sei die Verzweiflung *unmöglich*, sagte ich. »Wenn dieser Zustand der völligen Verstandeslosigkeit in mir eingetreten ist, ist alles in mir Verzweiflung.« Diesem Zustand verfiel ich nur noch selten. Das Leben sei immer anstrengend, solange man nicht aus ihm hinausgehe, und es verstandesmäßig aushalten sei das Vergnügen. Die meisten Menschen seien Gefühlsmenschen, keine Verstandesmenschen, also gingen die meisten in Verzweiflung auf, nicht im Verstand. »Aber der Verstand, den ich meine«, sagte ich, »ist ein vollkommen unwissenschaftlicher.«

Meinem Vater war meine plötzliche Gesprächigkeit aufgefallen. Er meinte, daß es auch ihm manchmal gelänge, über etwas zu reden, oder etwas auch nur zu sehen, ohne darüber reden zu können, das für den Menschen eigentlich gar nicht in Frage komme, das doch menschen*unmöglich* sei.

An Blochs Haus vorbei fuhren wir gegen Hauenstein, zu einem mehr oder weniger verrückten Industriellen, dessen Namen ich vergessen habe. Von Abraham kürzten wir den Weg über Geistthal ab.

Unter den Studierenden sei immer eine Unruhe, sagte ich, weil sie sich, solange sie studieren, in dem Hohlraum zwischen ihren von ihnen verlassenen Eltern und der von ihnen noch nicht erreichten Welt befänden und immer noch mehr zu ihren Eltern zurück als zu der Welt hin tendierten. In diesem Hohlraum komme es oft plötzlich zur Katastrophe, dann, wenn sie einzusehen glaubten, daß sie weder zu ihren Eltern zurück, noch in die Welt hineinkönnten. In den letzten sechs Monaten hätten sich allein im

Internat drei Studenten umgebracht, sagte ich. An allen dreien sei bis zu ihrem Tod keine, nicht die geringste Gefühls- oder Gemütsauffälligkeit festzustellen gewesen.

Ich selbst hätte noch niemals daran gedacht, mich umzubringen, sagte ich, mein Vater aber meinte, daß ihm der Gedanke an Selbstmord immer ein sehr vertrauter gewesen sei. In diesen Gedanken habe er schon als Kind oft Zuflucht vor den andern Gedanken gesucht. Er sei ihm immer nur als ein *lebensnotwendiger* dann und wann ins Gehirn gekommen, von ihm erzeugt als ein solcher, in dem er sich habe ausruhen können, niemals als ein *immanenter*. Beide dachten wir jetzt, wie gefährlich es ist, meine Schwester ununterbrochen in Selbstmordgedanken, abwechselnd in Selbstmordgedanken und Selbstmordversuchen, möglicherweise gänzlich verloren zu sehn. Sie neigte schon in der frühesten Kindheit zum Suizid, und er sagte, daß aus dem zuerst als ein theatralisches angelegten Gefühl ein späteres natürliches entstehen könne, das mit der Katastrophe ende.

Wir sahen hinter Abraham ausgedehnte Obstgärten an den Hängen. Die Bauern hatten die offenen Mostfässer in der Sonne liegen. Die Häuser sind alt. Es gibt kaum eine abgelegene Gegend als die zwischen Geistthal und Hauenstein.

Wir hätten uns viel zu lange in Stiwill aufgehalten, sagte mein Vater. In Hauenstein erwarte man ihn schon den ganzen Vormittag. Der Industrielle, der sich dort in ein Jagdhaus zurückgezogen habe, sei auf eine ihn gleichzeitig quälende und von der Qual an sich selber ablenkende schriftstellerische Arbeit konzentriert. Seit über zwei Jahren sei ihm der noch nicht Fünfzigjährige bekannt. Der Industrielle sei nur durch die Post mit der Welt verbunden. Seine Halbschwester teile mit ihm die Einsamkeit, eine, wie ich gleich sehen würde, vollkommene, für den Industriellen, nach seinen eigenen Worten, *ideale*. Das Jagdhaus habe er schon vor fünfzehn Jahren dem Fürsten Saurau, den wir anschließend auf seiner Burg Hochgobornitz aufsuchten, abgekauft, damals schon im Hinblick auf die schriftstellerische Arbeit über ein *durch und durch philosophisches Thema*, über das er aber niemals spricht. Würde er darüber sprechen, sage der Industrielle immer wieder zu meinem Vater, darüber zu reden anfangen, ruiniere er sich sofort die schon weit fortgeschrittene Arbeit und er könne sie nicht mehr von vorn anfangen. Er arbeite Tag und Nacht, schreibe und vernichte das Geschriebene wieder, schreibe wieder und wieder und vernichte wieder und nähere sich seinem Ziel. Er gönne sich außer der Arbeit nichts als ein jeweils kürzestes Zusammensein mit seiner Halbschwester in der Bibliothek oder in der Küche, und das nur zu dem Zweck, Ernährungsfragen zu besprechen. Seine Halbschwester gehe zweimal in der Woche nach Geistthal einkaufen, Post aufgeben, Post abholen. Sie hätten in ihrem Jagdhaus einen riesigen Vorrat für einen sogenannten Katastrophenfall angelegt, rührten diesen Vorrat aber nicht an. Die Halbschwester sei eine Tochter seiner Mutter, von einem chilenischen Vater, und er klärte mich, als wir uns langsam Hauenstein näherten, über ihrer beider Verhältnis auf. Sie lebten wie Mann und Frau zusammen; sie ziehe sich sofort in ihr Zimmer zurück,